

## Mit dem Döner in der Hand für mehr Toleranz im Land

Was steckt hinter dem Schlagwort der „multikulturellen Gesellschaft“?

Friederike Wapler

Susanne Frank: *Staatsräson, Moral, Interesse. Die Diskussion um die „multikulturelle Gesellschaft“ 1980 – 1993*, Lambertus-Verlag Freiburg 1995, 120 S., 22 DM.

Am Anfang war das Wort. So steht es geschrieben. Manchmal ist es aber auch umgekehrt: Am Anfang steht ein ungewohnter Zustand. Dann kommt das Wort, das ihn benennt. Eine solche Entwicklung beschreibt Susanne Frank in ihrem Buch „Staatsräson, Moral, Interesse“ am Beispiel des Begriffes „multikulturelle Gesellschaft“. Sie verfolgt seine Karriere von der mutmaßlichen Geburt im Jahre 1980 bis in den Beginn der neunziger Jahre und erzählt zugleich ein spannendes Kapitel bundesrepublikanischer Geschichte: wie eine Bevölkerung staunend erlebt, daß sich Menschen mit fremdem kulturellen Hintergrund in ihrem Land ansiedeln. Da fehlten den Deutschen erst einmal die Worte. Hatten sie ausländische ArbeitnehmerInnen doch ausdrücklich als „Gäste“ ins Land geholt, um überschüssige Arbeit erledigt zu bekommen, und nun wollten diese Gäste nicht mehr gehen. „Verletzung der Geschäftsgrundlage“ hieß der Vorwurf, und schon begann eine heftige Diskussion darüber, wie mit diesen – nun plötzlich uner-

wünschten – Eindringlingen umzugehen sei. Zur selben Zeit schlug die Lage auf dem Arbeitsmarkt um; die Stellen wurden knapp. Weite Teile der Bevölkerung waren sich darin einig, daß die AusländerInnen „repatriiert“ werden sollten, sprich: nach „Hause“ geschickt.

### 1980: geistige Herausforderungen

In dieses Klima wurde ein Wort geboren, das der Diskussion eine andere Richtung geben sollte: Jürgen Micksch, Ausländerreferent der Evangelischen Kirche, sprach 1980 von der „multikulturellen Gesellschaft“ als einer Möglichkeit, „in Fremden nicht nur Probleme wahr[z]unehmen, sondern auch andere Kulturen, mit denen wir Anregungen, Impulse und geistige Herausforderungen verbinden“<sup>1</sup>.

Was zunächst auf Unverständnis stieß: „Damals hat man uns gefragt, was Ausländer mit Kultur zu tun haben. Sie seien als Arbeiter gekommen und sollten angesichts der hohen Arbeitslosigkeit möglichst bald wieder in ihre Herkunftsländer zurückkehren“. Positiv reagierte

hingegen die falsche Seite: In Südafrika etwa wurde der Terminus als Bestätigung der eigenen Apartheidspolitik verstanden, und in Deutschland diente er sogleich zur Beschreibung von Multikulti-Horrorszenarien. Susanne Frank weist nach, daß dies sogar in der linksbürgerlichen ZEIT geschah: Eine „Überschwemmung“ der Bundesrepublik mit AusländerInnen wurde da geschildert, die die „deutsche Identität“ gefährde.<sup>2</sup> Was wieder auf das Nachhausegeschicken hinauslief. In dieser Zeit also bewegte sich die Diskussion um die multikulturelle Gesellschaft zwischen zwei Polen: Auf der einen Seite die Forderung, die Eingewanderten aus Gründen der „Staatsräson“ aus dem Land zu werfen. Auf der anderen die „Moral“ des multikulturellen, toleranten und humanen Zusammenlebens.

### 1988: die Fremden als irgendwie nützlich

Die multikulturelle Gesellschaft - ist das also ein Modell des Zusammenlebens, das Humanität und Gleichberechtigung verspricht? Das Integration anstrebt und nicht Assimilation, also von den „Fremden“ nicht verlangt, daß sie ihren kultu-

rellen Hintergrund verleugnen? So hört es sich an, und so wird es oft dargestellt. Das Modell Multikulturalismus hat aber auch seine Haken. Fundiert und differenziert stellt Autorin Frank diese im Rahmen der „zweiten Phase“ der Diskussion dar, deren Beginn sie auf 1988 datiert. Ausgerechnet der CDU-Politiker Heiner Geißler brachte offenbar frischen Wind, indem er bekannte: „Ich kann nicht einsehen, weshalb die Ausländer, die in der Bundesrepublik wohnen, arbeiten und sich integrieren wollen [...] eine Gefahr für uns bedeuten sollen. Es bedeutet im Gegenteil eine Chance, solche Menschen bei uns zu haben.“

Eine Chance – damit ist umschrieben, welchen Fokus die Diskussion bis in die neunziger Jahre haben würde. Den Schreckensvisionen von der „Überfremdung“ der deutschen Gesellschaft sollte etwas Positives entgegengesetzt werden: AusländerInnen, so die Botschaft, sind nicht nur nicht gefährlich, sondern im Gegenteil sehr *nützlich* – für die Deutschen. Geißler beispielsweise wurde zum Vorreiter des bei Frank so genannten „demographisch-arbeitsmarktpolitischen Multikulturalismus“: AusländerInnen seien sehr nützlich für die Deutschen, weil sie erstens die Drecksarbeit erledigten und zweitens die zunehmend vergreisende deutsche Gesellschaft vor dem Rentenkollaps retteten. Auch linkere Personen bedienten sich dieser Argumentation, so etwa Daniel Cohn-Bendit, Multi-Kulti-Promi der GRÜNEN, bezogen auf AsylbewerberInnen: „Die meisten Asylbewerber sind Menschen, die eine irrsinnige Energie haben. Die haben es geschafft, aus ganz kaputten Zusammenhängen zu fliehen. Und diese Energie würden sie unheimlich produktiv einsetzen hier in dieser Gesellschaft.“

### Rettung gegen deutsche Kälte

Seine große Blüte aber feierte das Schlagwort der multikulturellen Gesellschaft in den späten Achtzigern auf kultureller Ebene. Es kam die Zeit der interkulturellen Feste, auf denen Deutsche und AusländerInnen gemeinsam Döner aßen und kurdischen Freiheitsliedern lauschten – Susanne Frank nennt diesen „urbanen Multikulturalismus“, dessen zentrale Aussage lautet: AusländerInnen sind sehr nützlich für die Deutschen, weil sie inmitten der Unwirtlichkeit deutscher Städte ein bißchen menschliche Wärme, Lebensfreude und Kommunikationskultur vermitteln. Was Vorurteile gegenüber beiden Seiten erkennen läßt: „Wir“ sind leider nicht in der Lage, unser Zusammenleben menschlich zu gestalten, „die“ hingegen können uns genau diese Menschlichkeit lehren. Das sollten „die“ auch auf der individuellen Ebene leisten, wie folgendes Zitat aus dem Jahr 1989 belegt: „Beobachtet

euch und andere einmal auf einem schönen Ausländerfest, wo alles, was sonst verklemmt ist, aufblüht, weil diese kommunikativen Männer und Frauen uns so glücklich machen“. Frank nennt diese Version der AusländerInnenverklärung den „pädagogisch-psychologischen“ Multikulturalismus.

### Der Rassismus im Multikulturalismus

Allen diesen Argumentationen ist eines gemein: Sie stützen sich darauf, daß die Eingewanderten keinen Schaden für die sogenannte deutsche Identität mit sich brächten, sondern im Gegenteil enormen Nutzen. Um diesen Nutzen zu definieren, müssen jedoch zunächst einmal die ausländischen Identitäten klar zu benennen sein. Den Vorurteilen der Rechten („faul, stinkend, schmarotzend“) werden so andere Vorurteile entgegengesetzt („fleißig, kommunikativ, irgendwie ursprünglicher“). Das kann schiefgehen, und tatsächlich findet sich auch eine offen rassistische Variante des Multikulturalismus, der davon schwärmt, wie aufregend doch eine Gesellschaft sei, in der sich die Kulturen mischten, denn die Schwarzen seien nun einmal im Sport besser und die Juden intellektueller als andere „Rassen“.

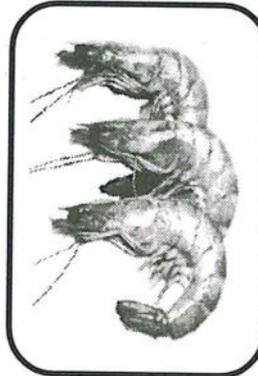
Doch auch abseits solcher Querschläger hat es seine Nachteile, mit dem vermeintlichen Nutzen der EinwandererInnen zu werben. Denn: „Sage mir, wie ein Land mit Fremden umgeht, die weder eine exotische Religion noch eine spannende Küche als kulturellen Beitrag anzubieten haben, die weder als gesuchte Fachkräfte oder dynamische Marktteilnehmer für sich einnehmen können noch als bedeutende Steuerzahler auf sich aufmerksam machen, die auch keine besondere Lust haben, durch eifriges Kindermachen zur Begradigung der demographischen Kurve beizutragen oder wenigstens den interkulturellen Dialog zu bereichern, die als Zeitgenossen durchschnittlich uninteressant, vielleicht sogar so langweilig wie zahlreiche Einheimische sind – und ich sage dir, welchen Kulturstandard es hat.“ Das ist in der Tat der springende Punkt.

### 1991: aus der Traum

An ihm setzt denn auch die dritte Phase der Diskussion an, die Frank in der Zeit von 1991 bis 1993 ansiedelt. Als Wendepunkt markiert sie insbesondere die Wiedervereinigung, die die Problematik „in einem Meer schwarz-rot-goldener Fahnen“ ertränkte. Mit der Folge, daß sich rassistisch motivierte Gewalttaten häuften und ein gepflegter Rassismus

salonfähig wurde. In diesem politischen Klima, in dem der „Asylant“ als „Sozial-schmarotzer“ ebenso durch die Diskussionen geistert wie „national befreite Zonen“ zunehmend Realität werden, haben Blühträume eines gegenseitig befruchtenden Zusammenlebens keine Chance mehr. Der Begriff des Multikulturalismus wird nun auch von seinen VerfechterInnen drastisch zurückgestuft auf eine bloße Zustandsbeschreibung: Die Bundesrepublik *sei* bereits eine multikulturelle Gesellschaft – zu erkennen daran, daß in ihr Menschen verschiedener Kulturen lebten. Die Utopie wird auf den Boden zurückgeholt.

Entscheidende Erkenntnis: Das friedliche Zusammenleben im Staat ist nicht zuletzt davon abhängig, daß alle Beteiligten gleiche Rechte haben, unabhängig von ihrer Kultur und Tradition. Denn auch das schönste interkulturelle Fest ist einmal zu Ende, und dann geht es nicht mehr um „Kultur“, sondern um BürgerInnenrechte, um Arbeits- und Aufenthaltsberechtigungen und Sozialhilfensprüche. An die Stelle des „irgendwie netten“ Miteinanders tritt in der heutigen Diskussion daher die Forderung nach staatsbürgerlichen Rechten für alle. Die Debatte um die doppelte Staatsbürgerschaft etwa ist dieser



Entwicklung zu verdanken wie auch die immer wieder neu aufgelegten Versuche, Einwanderungs- und Einbürgerungsgesetze zu schaffen und an die Stelle der unmenschlichen Ausländer- und Asylgesetzgebung zu setzen. Um es mit den Worten Susanne Franks zu sagen: „Ausländer als gleichberechtigte Menschen anzuerkennen, darf keine Frage von Gewinn oder Verlust, sondern muß als nicht-begründungsbedürftige, unmittelbar evidente Selbstverständlichkeit vorausgesetzt sein“. Wer mit dem Konstrukt der „multikulturellen Gesellschaft“ hantiert, läuft Gefahr, diese Grundannahme aus den Augen zu verlieren und sich in vermeintlich menschenfreundlichen Ausführungen über Kosten und Nutzen der EinwandererInnen zu verlieren. Dies zu vermeiden, ist das Anliegen des besprochenen Buches. Wer es liest – und es liest sich gut – dürfte in Zukunft vor Fallstricken gefeit sein.

### Friederike Wapler ist Referendarin in Göttingen.

#### Anmerkungen:

- 1 alle Zitate stammen aus dem besprochenen Buch.
- 2 Die ZEIT v. 21.11.1980.